

# Joh. Caspar Mörkofers Ansichten über Sprache und nationale Eigenart in der deutschen Schweiz

Autor(en): **Henzen, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauer Jahrbuch**

Band (Jahr): **15 (1939)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-700706>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Joh. Caspar Mörkofers Ansichten über Sprache und nationale Eigenart in der deutschen Schweiz

Von W. Henzen

Es sind soeben hundert Jahre verflossen, seitdem bei Ch. Beyel in Frauenfeld eine Broschüre erschien mit dem Titel: Die schweizerische Mundart im Verhältnis zur hochdeutschen Schriftsprache aus dem Gesichtspunkte der Landesbeschaffenheit, der Sprache, des Unterrichts, der Nationalität und der Literatur. Das Büchlein wird — bei der stets regen Beschäftigung mit unsern schweizerdeutschen Mundarten — zwar noch öfters erwähnt, aber wenig berücksichtigt, trotzdem ihm doch gerade jetzt eine erhöhte Aktualität beschieden sein müßte. Denn es möchte ausdrücklich den Wert und die Bedeutung unserer Mundarten «auch unter dem Gesichtspunkte eines allgemeinen nationalen Interesses auffassen und in einen höhern Zusammenhang bringen, welcher mit dem eigentümlichen Bestande und dem ganzen Gange der Entwicklung in der Schweiz in enger Verbindung steht.» Sein zunächst ungenannt gebliebener Verfasser war Joh. Caspar Mörkofer, damals Rektor der Frauenfelder Stadtschulen, später Pfarrer und Dekan in Gottlieben und seit 1869 freier literarischer Schriftsteller in Winterthur und in Zürich, wo er 1877 als Ehrenbürger und als Ehrendoktor von Zürich und Basel starb. Ein feiner Geist und ein Mann von vielseitiger Bildung, dessen zahlreiche weitere Schriften zum größten Teil darauf ausgehen, den Anteil der Schweiz am deutschen Geistesleben zu beleuchten, hatte sich hier vereinigt mit einem vornehmen, über alle kleinliche Parteilichkeit erhabenen Charakter. Das zeigt bald darauf wohl am schönsten der Umstand, daß der reformierte Theologe seinem katholischen Thurgauer Mitbürger und Zeitgenossen Landammann J. Anderwert die Biographie schrieb, eine Abhandlung stattlichen Ausmaßes, die selbst zum Denkmal jener «Integrität der Gesinnung» geworden ist, welche ihren Verfasser an den Verblichenen so sehr fesselte. Dieselbe Integrität der Gesinnung, dieselbe wohlthuende Offenheit und weise Überlegenheit zeichnet Mörkofers Abhandlung über das Verhältnis unser Mundarten zur hochdeutschen Schriftsprache aus. Wir dürfen uns füglich erbauen an seinen trefflichen, von gesundem Sprachgefühl und sicherem Erfassen der Zustände eingegebenen Ansichten, zumal wenn wir bedenken, was alles in unsern Tagen wiederum in dieser Beziehung begegnet.

Freilich handelt es sich, um dies vorwegzunehmen, auch bei Mörkofers Ausführungen gelegentlich um ältere sprachwissenschaftliche Anschauungen, die seither längst überholt sind, oder um persönliche Gedankengänge, die eines festeren Haltes entbehren und im folgenden, gemäß unsern Absichten, vor allem das Dauerhafte zur Beherzi-

gung vorzulegen, nicht eigens herausgestrichen werden sollen. Zu jenen gehört gleich am Anfang der Versuch, das Schweizerdeutsch in seiner Eigenart als die uns von der Natur selbst angemessene Ausdrucksform hinzustellen, da es in seiner ganzen Prägung einerseits von Naturbeschaffenheit und Klima einer Alpengegend, anderseits von der Seele des Alpenbauers abhänge. Dasselbe Naturgesetz, welches Wachstum und Gedeihen bedingt, wirke auch an der Bildung der Sprache. «Der einsame Hirte auf den Bergen, der in frischer Luft und auf freier Höhe sein fröhliches Herz gern mit andern teilen möchte, ruft oft seinem Nachbarn auf eine Weite zu und wechselt mit ihm wohlbekannt Laute, deren Mitteilung auf der Ebene erfolglos wäre. Es ist nichts Seltenes, daß dem verirren Bergwanderer in den Alpen aus weiter Ferne eine unsichtbare Stimme entgegenkommt und ihn zurechtweist, worauf derselbe noch eine halbe oder ganze Stunde zu steigen hat, bis er die bezeichnete Stelle erreicht... Um in solchen Räumen und bei solchen Weiten sich hörbar und vernehmlich zu machen, bedarf es breite, volle, viellautige Töne, wobei der Mund sich stark öffnen und der Ton aus der Brust herauf geholt werden muß. So gab die Natur des Landes der Sprache des Schweizers seine harten Selbstlaute und die vielfachen, breiten Vokale, und es wurden dieselben eine notwendige und natürliche Bedingung des Verständnisses und der Bestimmtheit der Rede... Allein das Schweizerland nötigt seinen Bewohner, der Sprache nicht nur durch scharfe und gehäufte Laute Nachdruck und Bestimmtheit zu geben, sondern es veranlaßt ihn auch, seine Worte durch ein starkes Steigen und Fallen der Töne noch mehr hervorzuheben. Durch diesen Sprachgesang, der freilich dem an Gleitendes und Formloses gewöhnten Ohre sonderbar auffällt und oft um seiner Gedehntheit willen getadelt wird, kommt eine eigentümliche Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit in die Rede, und es gibt derselbe der Sprache des Schweizers frische Kraft und Anmut.»

Diese romantisch-idyllische Auffassung von der Naturwüchsigkeit der Mundart im geographischen Sinne kommt einer bekannten Hypothese verzweifelt nahe, welche die germanischen und deutschen Lautverschiebungen, insbesondere die Entwicklung von Verschlusslauten zu Reibelauten im Süden des deutschen Sprachgebiets, von einer erhöhten Lungentätigkeit der Bergbewohner abhängig macht und die als sogenannte Schnauftheorie nun endlich ad acta gelegt werden könnte, wenn nicht dieser oder jener Verfasser einer deutschen Sprachgeschichte noch im Jahre 1933 in einer «vollkommen neubearbeiteten» Auflage hartnäckig daran festhielte. Mörkofer

braucht sich ihrer für seine Zeit nicht zu schämen. Er befindet sich damit in der Gesellschaft berühmter Sprachforscher, zum Beispiel Jacob Grimms, des Vaters der deutschen Sprachwissenschaft. Das wäre übrigens eine arme Wissenschaft, die heute über eine vor hundert Jahren vertretene Ansicht nicht da und dort endgültig den Stab zu brechen vermöchte. Und es würde uns schlecht anstehen zu lächeln über das, was haltlos geworden ist, weil unser positives Wissen inzwischen darüber hinweggeschritten ist und uns jetzt zur Widerlegung einer unglücklichen Schlußfolgerung schon die einfache Überlegung genügt, daß die gleichen Entwicklungen, die man dem Gebirgsklima in die Schuhe schieben wollte, auch im Flachlande auftreten. Doch dies nur nebenbei. Jedenfalls erfährt der Leser schon in diesem Zusammenhang von Mörikofer den wahren Grund, warum wir von einem eigentlichen Schweizerdeutsch reden können. Nicht die lautlichen oder andern grammatischen Züge machen es aus; die teilen mit den schweizerischen Mundarten auch angrenzende außerschweizerische Gebiete, sondern der Umstand, daß in der Schweiz die Mundart dauernd die Umgangssprache aller Stände geblieben ist. Dadurch wächst sie über die übrigen Mundarten gewissermaßen hinaus. Sie ist nicht die Sprache einer untern Volksschicht. Sie hat daher nicht den Beigeschmack des Niedrigen oder des Ungepflegten einer höhern Umgangssprache gegenüber, und das macht auch ihren Unterschied von den alemannischen Mundarten schlechthin aus. Von hier zurück gelangt Mörikofer zur trefflichen Beobachtung, die man beinahe als allgemeine Regel annehmen könne: daß die Volkssprache in dem Grade eher Sprache aller Klassen ist, als auch die Volkssitte und das gemütliche (d. h. gemüthafte) Volksleben sich noch ungetrübt auch unter dem höhern Stande der Gesellschaft erhalten hat.

Sodann ist Mörikofer, wie bemerkt, auch der Gefahr erlegen, die Ergebnisse einzelner mundartlicher Laut- und Formentwicklungen mit der Volksseele in Beziehung zu bringen. Wie ihm der rauhe *k*-Laut, den man dem Schweizerdeutschen zum Vorwurf macht, «eine Geburt des Hochgebirges und darum über alle Bewohner der höchsten Alpenkette verbreitet» erscheint, macht er charakteristische Klänge und Farben der einzelnen Schweizer Mundarten zu spezifischen Äußerungen des Volkscharakters. Er stellt, wie das in naiver Weise immer noch getan wird, von uns nachträglich vollzogene Assoziationen von Mundartmerkmalen und Eigenheiten eines Volksschlags als natürliche Verbindung hin. «So gebührt der Berner Volkssprache, nicht nur in Vergleichung mit den übrigen Mundarten der Schweiz, sondern an sich die besondere Anerkennung der Weichheit, Feinheit und Behaglichkeit, wie solches im Charakter des Volkes selbst liegt. Wen spricht nicht der hüpfende, heitere, lebenvolle Klang des Appenzellers an; so wie das Herzliche, Heimliche, Sanfte des Bewohners der March? Wem tritt nicht

die Sprache in einzelnen Tälern der Urkantone so volltönend und ingründig entgegen wie ein Gebet?» Und wie die Kantone im kleinen, so scheiden sich dadurch die Landschaften im großen: «Mag aber die Sprache des Tirolers noch mehr frische Schnellkraft und Tonfülle haben als diejenige des Schweizers, so hat doch die des Letztern den Vorzug der Innigkeit und Zartheit.»

Wenn es nun aber schwer hält, aus Laut- und Formenlehre auf die geistig-seelische Verfassung der Sprechenden zu schließen, so kann dies um so ernsthafter in andern grammatischen Gebieten geschehen, namentlich in Wortbildung und Satzbau und dem Stil als Ausdrucksweise im weitern Sinne. Der «primitive Gemeinschaftsgeist» — wie neuere Sprach- und Kulturforscher es genannt haben — einer Mundart sprechenden Volksschicht verrät sich darin, daß die Mundart im Gegensatz zu den höhern Sprachstufen die Gedanken vorzüglich nebeneinanderstellt, nicht einander unterordnet, daß sie gefühlsbetonte, drastische, übertreibende, bildhafte, pleonastische Ausdrucksweise bevorzugt, zur Bezeichnung des Besondern unter Umgehung des Allgemeinen neigt usw. Man spricht da von einer individualisierenden, isolierenden Bezeichnungsweise der Volkssprache, die beim Sinnenfälligen stehen bleibt, gleichsam in Farbe malt, im Gegensatz zur gruppierenden der höhern Sprache, die mehr die linearen Umrisse zeichnet. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß wir fast wörtlich dieselbe Unterscheidung bei Mörikofer finden. «Die Volkssprache nämlich ist bildlich und malerisch; sie will den unmittelbaren sinnlichen Eindruck so ursprünglich und eigentlich als möglich geben, daher bildet sie nach und malt», während die Schriftsprache mehr auf «genaue Bestimmung der Merkmale und Begriffe» als auf sinnliche Nachbildung zielt. Mörikofer hat hier unsern feinfühndsten Anwälten ihrer Schönheit manch treffliche Bemerkung vorweggenommen. Er weist nachdrücklich auf die Frische und expressive Schlagkraft von Ausdrücken wie *bäzgen*, *grochsen*, *gugsen*, *chuten*, *pfusen*, *windisch*, *busper*, *nuefer*, *Tscholi*, *Gutz* hin. «Gerade in solchen charakteristischen und malenden Bezeichnungen haben sich merkwürdige Belege für Sprachbildung erhalten, und wir sehen in diesen Nachbildungen des Sinnen- oder Gefühlseindruckes den fortlaufenden Prozeß der Spracherzeugung, und es ist lehrreich und anregend, zu betrachten, welche Sprachgebilde sich die verschiedenen natürlichen Sprachorgane zu schaffen gewußt haben.» In der Schärfe der Anschauung und Auffassung und im Vermögen der sinnlich entsprechenden Bezeichnung zeigt sich die schöpferische, beziehungsweise sprachschöpferische Kraft des Volkes. Zum Beweis dafür ruft Mörikofer die mannigfache Benennung der Bergwelt nach ihren Formen an: *Buck*, *Büchel*, *Erdbrüst*, *Knubel*, *Gubel*, *Nollen*, *Nossen*, *Tossen*, *Gugel*, *Stock*, *Zingel*, *Joch*, *Horn*, *Firn*, *Galm*, *Kulm*, *Gütsch*, *Schrofen*, *Fluh*, *Egg*, *First*, *Grat*, *Kamm*, *Stutz*, *Stalden*, *Gsteig*, *Halde*, *Rain* usw.

Die Hervorhebung der Feinheiten und Eigenheiten der Mundart veranlassen Mörikofer, die Mundart eingehender der Schriftsprache gegenüberzustellen. Auch da bringt er mehrere treffende Unterscheidungsmerkmale bei, die hier nicht alle wiederholt werden können. Es sei nur erwähnt, daß bei aller Liebe Mörikofers zur Mundart diese nicht in einseitiger Blickrichtung überschätzt wird. Er möchte zum Beispiel nicht ohne weiteres die Schriftsprache durch die genannten charakteristischen Ausdrücke bereichert wissen. Einem urtümlichen Bedürfnisse, sich auf die Sache loszustürzen, entsprungen, sind sie oft mehr kurz und treffend als schön. Denn die Mundart verfolgt jeweils den nächsten Zweck auf dem kürzesten Wege. Die Schriftsprache folgt diesbezüglich ganz andern Gesetzen als die Mundart und muß sich daher in ihrer Entwicklung immer mehr von dieser entfernen. Ihr Ziel ist vor allem Würde. «Allein indem die Schriftsprache sich die Breite gerne gefallen läßt, um die Härte zu vermeiden, zieht hingegen die Mundart diese absichtlich vor, wofern die Sprache dadurch bezeichnend, treffend und durch die zusagende Darstellung gleichsam handelnd wird. Indem also die Würde der Schriftsprache die sinnlichen Bezeichnungen zurückdrängt, und dagegen durch die organische Ausbildung der Wurzelworte die Begriffe auseinanderhält und gliedert, folgt dagegen die Mundart einer entgegengesetzten Regel: dieselbe eilt nämlich rasch zum Ziel und greift zum nächsten sinnlichen Mittel, welches ohne weitem Anspruch auf Nachdenken das allgemeine Verständnis in sich selbst trägt. So wird die Sprache eine natürliche, lebendige, lebenswarme, und ahmt und bildet, indem sie Tätigkeiten und Handlungen beschreibt, durch ihren Ausdruck nach, geht gleichsam selbst in Handlung über und wird dramatisch.»

Solches gilt zwar alles von den Mundarten im allgemeinen, und wenn Mörikofer ein Vorwurf gemacht werden muß, so ist es der, daß auch er nicht selten ahnungslos Eigenschaften der Mundart überhaupt zum Merkmal der schweizerischen gestempelt hat. Über diesen Vorbehalt hinweg fällt das Hauptgewicht seiner Ausführungen zweifellos auf die Abschnitte, wo unsere Mundart, für sich betrachtet, als geistiges Band unsrer nationalen Eigenart und des gesellschaftlichen Lebens in der Schweiz auftritt. Sie sind von besonderem Interesse, nicht nur weil damit der Boden der geistigen Landesverteidigung betreten ist, sondern auch weil Mörikofer hier als in dem von genauern Forschungsergebnissen unbeschwertesten Teil seines Buches im ganzen am richtigsten sieht. Es stechen zwei Momente hervor, das nationale nach außen und das föderalistische nach innen. Die Mundart bildet in der Schweiz ein Merkmal sozialer Einheit; sie ist aber auch das wertvollste Mittel dazu. Sie vor allem läßt, wie schon hervorgehoben wurde, im Gegensatz sowohl zu Deutschland wie zu Frankreich,

jenen einschneidenden Ständeunterschied nicht aufkommen, der die Brüder einer und derselben Nation in Bewohner verschiedener Welten sondert, «indem sich trotz ausländischer Einflüsse doch immer eine Art patriarchalischen Lebens erhielt, das auch den Höhergestellten einem vertraulichen und gemütlichen Verhältnisse mit den Untergeordneten nicht entzog». Man fühlt in der Schweiz von jeher und bisher kein Verlangen, sich in den engern und weitem Kreisen einer andern Redeweise zu bedienen als derjenigen, die allem Volke geläufig ist. Während wir durch die Schriftsprache, die Vermittlerin weittragender kultureller Werte, alle geistigen Bestrebungen und Fortschritte mit Deutschland teilen, wahrt die Mundart die volkstümliche Grenze und gewährt uns die gebührende Umschlossenheit. «Daß wir damit im Besitze eines minder schönen und ausgebildeten Organes sind, ist von geringerer Bedeutung, als daß es uns den freien Spielraum lasse, alles zu sagen, was und wie wir es wünschen.» Solange wir die Überzeugung nicht fahren lassen, daß Gesinnung und Gemüt die Sprache des häuslichen und geselligen Lebens adle, brauchen wir nicht zu befürchten, die Mundart könne uns eines Tages nicht mehr genügen. «Denn selbst Gegenstände aus dem höhern Gebiete des Denkens gewinnen im Gewande der Volkssprache eine anziehende Originalität, indem das sonst in abstrakter, wissenschaftlicher Form Erscheinende dadurch anschaulicher und dem gemeinen Verständnisse näher gerückt wird.» Weshalb denn gerade bei den «entschiedensten schweizerischen Individualitäten, die an Geist und Vielseitigkeit sich ebenso sehr auszeichnen als durch Ehrung und Festhaltung schweizerischen Nationalcharakters», ihre Rede durch die Mundart eine besondere Sinnigkeit, Anschaulichkeit und reine Natürlichkeit gewinnt, deren die Schriftsprache kaum fähig wäre, und lange von ihrer Heimat entfernt lebende Schweizer, je gebildeter sie sind, es sich desto angelegener sein lassen, im Umgang mit Landsleuten zur angeborenen Mundart zurückzukehren. Es bedarf freilich einer gewissen Gewandtheit, um Gegenstände einer höhern Bildung in die alltägliche Sprache zu übertragen, aber für die, denen es gelingt, darf dies zugleich als edler Prüfstein eines durchdrungenen, erlebten Wissens gelten. — Gewiß haftet in etlicher Hinsicht allem Individuellen das Gepräge des Engen und Beschränkten an. «Allein dieser Partikularismus, diese Absonderung und Zurückgezogenheit von dem Streben der Verallgemeinerung liegt eben im Wesen der schweizerischen Zustände.» Es gebe, meint Mörikofer, keine größere Verkenning des schweizerischen Nationalcharakters, als den Schweizern zuzumuten, daß sie nach allgemeinen Ideen ihre Staats- und bürgerlichen Verhältnisse reorganisieren. Es war immer nur das erhaltende Prinzip, das sich hier geltend machte, nicht das zerstörende und das erobernde. «Denn die Vaterlandsliebe beruht nicht auf einer

allgemeinen Idee und kann in derselben keine Befriedigung erlangen; sondern es muß jedes Glied einer Nation ein Besonderes lieben, das durch das Allgemeine seine Sicherung und höhere Bedeutung findet.» Das Ideal der Einheit in der Mannigfaltigkeit läßt sich nun aufs schönste an der schweizerischen Volkssprache belegen, deren Zustände ganz auf ihm fußen — wie umgekehrt übrigens. «Denn Volksleben und Volkssitte ist bemüht, in der Sprache alle ihre Farben und Schattierungen zu übereinstimmenden Gegenbildern auszuarbeiten, während hingegen die Sprache ebenfalls wieder ein rückwirkendes, nachhaltiges und zähes Band für die Volkssitte ist. In dieser Beziehung wäre daher ein Zentralisationsversuch ein Zerstörungsversuch, der mit der Sprachmannigfaltigkeit auch die charakteristische Mannigfaltigkeit der Sittenzüge unwiederbringlich auslöschen müßte».

Vom nationalen Standpunkt aus ist infolgedessen die Mannigfaltigkeit unsrer schweizerischen Mundarten von unschätzbarem Wert, schon weil die verschiedenen Stränge von Sprachzügen, auch wenn sie nicht an den Kantonsgrenzen haltmachen, aufs eindrucklichste den fundamentalsten Wesenszug unsres demokratischen Staatsgefüges bewußt werden lassen. Wenn das Auge mit Stolz und Wohlgefallen auf den bunten Volkstrachten ruht, so vermittelt uns das Ohr durch die Mundarten — und dies in intimerer Weise als das Auge — ein wahrheitstreu Charakterbild der eigentümlichen Landesart, den «Gaucharakter» der Schweiz, die Verhältnisse, unter denen sich diese Eigentümlichkeiten ausgebildet haben, gleichsam in einen Rahmen zusammenfassend. Denn die mannigfachen Spielarten der Volkssprache, «weit entfernt zu trennen, rufen vielmehr durch die lokale Sonderung hindurch das Streben nach einer allgemeinen nationalen Vereinigung um so entschiedener hervor, als das Gefühl der individuellen Bedeutsamkeit den Wert des Beitrages zum Allgemeinen und Ganzen erhöht... So beruht gerade auf der Pflege der individuellen Zweige im Volksleben die Zähigkeit und Dauer der Entwicklung schweizerischer Nationalität».

Die Argumentation Mörikofer's bleibt zwar auch in dieser Richtung nicht ohne einige innere Widersprüche. Das zeigt sich dort, wo er auf die Verwendung der Mundart als öffentliche Verkehrssprache in Versammlungen, im Rate und vor Gericht zu reden kommt. Bei seinen warmen Lobesworten über die zündende Schlagkraft, Unmittelbarkeit, Einfachheit und Volksverbundenheit der Mundart in der Rede bekannter Volksführer, die nicht nach der Studierstube, der Schule und den Büchern rieche, sondern eine Frucht des gesteigerten Volkslebens

und der vielfachen Besprechungen vaterländischer Angelegenheiten sei, ist er doch zu wenig auf der Hut vor dem im Hintergrund lauernden Gespenst eines polierten Einheitsschweizerdeutsch. Da muß bisweilen der schöne Vorteil der Mannigfaltigkeit unsrer Mundarten hinter der zentripetalen Idee der einen schweizerischen Volkssprache zurücktreten. Daneben wird aber auch versucht, die Grenzen, die der Mundart im öffentlichen Leben gesteckt sind, in vernünftiger Abwägung anzudeuten. Mögen wir es, meint Mörikofer, als Steifheit empfinden, wenn ein Sprechender bei den geringfügigsten Dingen und Bemerkungen nicht aus dem Frunkgewande der Büchersprache herauskommt, so zeugt es nicht minder von Unkultur, sich bei den wichtigern Angelegenheiten nicht über die Sprache des gemeinen Lebens erheben zu können. In kleinern Vereinen und bei Anlässen, deren Charakter eine gewisse Intimität verträgt, läßt sich der zunächst liegende, auf die Fassungskraft und Gemütsstimmung berechnete Ton am besten anschlagen. Aber sobald eine Versammlung ein feierliches Gepräge an sich tragen soll, oder wo die Wichtigkeit des zu behandelnden Gegenstandes eine höhere Haltung erfordert, wirkt eine Mischung von Mundart und Schriftsprache — die hier praktisch nicht zu umgehen ist — als störender Übelstand. Überhaupt ist Mörikofer, wie schon bemerkt, nichts weniger als darauf bedacht, die Rechte der deutschen Schriftsprache zugunsten der Mundart zu schmälern. Mag an seiner Auffassung der geistigen Verbundenheit der Schweiz mit der großen deutschen Nation heute einiges zu korrigieren sein, so verurteilt er doch mit Recht den Schneckenhaussinn derjenigen, die eine Abriegelung nach außen als patriotischen Stolz betrachten, «wo durch jedoch das Vaterland wenig gefördert, dagegen bei notwendigem und unvermeidlichem Zusammentreffen mit dem geringgeschätzten Fremden die Aufklärung gewöhnlich etwas teuer erkauft wird, wie wir denn im politischen Verkehre nur zu schlagende Beispiele dafür aufzuweisen haben». Sowohl politische Erfahrungen als gründlichere Erwägungen der Verhältnisse müssen in uns die Überzeugung erwecken, daß solch eine wurzellose Neutralität des Geistes uns nur schaden und nach allen Seiten schwächen kann. Dieser Überzeugung, die «durch den Hebel des Interesses und der Notwendigkeit gestützt» wird, wird sich kein Einsichtiger verschließen.

Ist uns aber die Schriftsprache nicht nur unentbehrlich, weil notwendig als Mittel des Verkehrs über die Grenzen unsrer schweizerischen Häuslichkeit hinaus, sondern vielmehr auch ein Bedürfnis als Sprache der Wissenschaft und Kunst, so dürfen wir ein volles Verständnis, ein restloses Genießen ihrer geistigen Erzeugnisse, an denen wir Deutschschweizer doch Anteil und Mitrecht haben, nicht erwarten ohne gründliche Kenntnis ihrer Gesetze und ohne

Vertrautheit mit ihrem künstlerischen Sprachgeiste. Mitrechte bedingen Pflichten. «Die Geisteswerke Deutschlands sind auch unser Eigentum, jede Richtung und Bewegung des geistigen Lebens in der Wissenschaft und auf dem religiösen Gebiete erstreckt sich auch auf uns, an dem dortigen Reichtum und an der überwiegenden Geistestiefe haben wir uns zu nähren bei unserer wissenschaftlichen Oberflächlichkeit und praktischen Zerstückelung, bei unserem Mangel an geistiger Gemeinschaft und Produktivität: darum aber darf auch das Gegebene nicht verunstaltet und verkümmert werden, sondern es muß ihm die Ehrung widerfahren, daß man es in der Gestalt bestehen und leben lasse, welche eine Bedingung seiner Entstehung und seines Daseins ist.» Das führt von selbst zur Einstellung, die namentlich die Schule den beiden Sprachformen gegenüber einzunehmen hat. Hier tritt die Tragweite einer Zeit-spanne wie der, welche uns von Mörikofer's Darlegungen trennt, zutage. Die Aufgabe der Schule ist heute nicht die gleiche wie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Unsere Anforderungen an sie sind mit den Bedürfnissen gewachsen, und es wäre unangebracht, wollte man die Anschauungen selbst eines ungemein klarsichtigen Mannes zum Beleg dessen, was wir von der Schule in unsrer Angelegenheit erwarten, anrufen. Was Mörikofer unter Volks- und Bürgerschule versteht, kann heute höchstens für die Anfänge des Primarunterrichts gelten. «Die Volksschule hat sich nur an die einfach vorliegende Wahrheit, an das schlichte Dasein in Natur und Gemüts-welt zu halten; diese werde so wenig gesucht und kostbar als möglich zum Bewußtsein und zur Erkenntnis gebracht, ohne daß man sich in der Abglättung der Form spiegle.» Die heutige Volksschule kann es sich nicht mehr leisten, von allem Ästhetischen abzusehen, weil das Kind dafür keine Empfänglichkeit besitze, wie Mörikofer es will. Das muß hier ausdrücklich erwähnt werden. Dagegen bleibt seine Forderung, überall auf die angeborne Muttersprache und deren Vorstellungssphäre aufzubauen, nach wie vor unangefochten.

Ausgehend von den Ideen und der Methode Pestalozzi's, die in der Anschauung das Fundament alles Unterrichts und in dem Ausdrucke der Anschauung durch die Rede die Anfangsgründe der geistigen Entwicklung erkannte, verlangt Mörikofer als Grundlage des Volksschulunterrichts die Mundart. Da ihm Denken und Reden dasselbe ist, jede Wesenheit und jeder Gedanke von selbst seine Sprache finden soll, könne sich nur in der Mundart zunächst die reiche, aus dem Elternhaus mitgebrachte Welt entfalten, die im Kinde schlummert und auf die Sonne des aufgehenden Morgens wartet. «So wie die Anknüpfung an das Leben und das im Kinde Lebendige Hauptaufgabe der Schule bleibt, so muß sich die Schule zur Erreichung ihres Zweckes auch der Mittel bedienen, mit denen die Entwicklung des Kindes beginnt, die ihm heimlich und vertraut sind und an sein Herz sprechen: es muß mit einem Worte

in der Schule die Sprache wiederfinden, mit welcher die Mutter zu ihm spricht, und in welcher es bisher die Welt seiner Umgebung kennen und benennen gelernt hat.» Natürlich gehörte es auch dazumal schon zum Programm der Elementarschule, daß sie die Kenntnis des «Hochdeutschen» vermittele. Es ist Mörikofer ein Lehrfach wie die übrigen: Rechnen, Geschichte, Heilslehre, nur insofern wichtiger als alle übrigen, als diese erst in ihr geschrieben dem Kinde vorliegen. Denn das ist auch für ihn abgemacht, daß Mundart auch in der Elementarschule nur als mündliche Unterweisungssprache, nicht als Lese- oder Schreibsprache zu dienen habe, wie es für ihn abgemacht erscheint, daß an höhern wissenschaftlichen Anstalten diejenige Sprache ausschließlich herrsche, die «durch ihre Begriffsentwicklung allein zum Organe der Wissenschaft befähigt ist». Soweit nun von der Schule erwartet wird, daß sie den Grund zur Kenntnis und Fertigkeit in der hochdeutschen Sprache lege, muß sie auch auf günstige Voraussetzungen zu deren Aneignung bedacht sein. Sie können unschwer erreicht werden, «indem Mundart und Schriftsprache neben einander laufen». Das will wohl sagen, daß die Mundart zunächst vergleichshalber zur Bewältigung der Schwierigkeiten, die die Schriftsprache als Fremdsprache mit sich bringt, und zur Festigung auch des hochdeutschen Sprachgefühls nach Kräften herangezogen werde — ein modernes Verfahren insofern, als es, wenn auch schon zur Zeit Mörikofer's von andern empfohlen, doch erst in neuerer unter der wegweisenden Leitung O. v. Greyerz' planmäßig praktiziert wird.

In andern Zusammenhang hatte Mörikofer bereits betont, wie die Mundart einer korrekten Handhabung der Schriftsprache behilflich sein könne, nämlich durch Hinweis darauf, daß gerade das Schweizerdeutsch im Gegensatz zu vielen andern Mundarten Laute auseinanderhalte, die die Schriftsprache auch scheidet. Nur in seltenen Fällen könne zum Beispiel die Vertretung von *b* und *p*, *d* und *t* im Wortanlaut nicht auch für die hochdeutsche Rechtschreibung als Regel gelten. «Es ist daher unbegreiflich, diese Vorzüge unbeachtet zu lassen, und die Schweizer in der Schule Unterscheidungen lehren zu wollen, welche das Elternhaus dem Kinde längst an die Hand gegeben hat. Jedenfalls darf man sich sehr verwundern, wenn Sprachforscher und Schulmänner den Kindern Fehler in der Aussprache abgewöhnen und sie Unterscheidungen lehren wollen, worin die Kinder gar nicht anstehen. Denn es wird einem Schweizerkinde nie einfallen, folgende Wörter, welche einem schweizerischen Lesebuche entnommen sind, in der Aussprache mit einander zu verwechseln: *Herd* und *hört*, *Stiel* und *Stühl'*, *spült* und *spielt*, *Schiff* und *schief*, *drei* und *treu*, *dir* und *Tier*, *gut* und *Kut'*, *gut* und *Jud'*, *feil* und *Pfeil*, *Sach*, *sag* und *Sack*, *Has'* und *Haß*, *ganz* und *Gans*; und eben so unnötig ist es, vor der Verwechslung fol-

gender Wörter zu warnen: *Bären und Beeren, bunt und Bund, Ende und Ente, gerade und gerate, Scherbe und Schärpe* usw. Die Deutschen bedürfen allerdings dieser Nachweisungen und Vergleichen; allein bei uns ist es eine besondere Unachtsamkeit, ihnen solche Lehren nachzuschreiben: denn hier ist der Schweizer in der Aussprache der Selbstlaute sowohl als der Mitlaute viel genauer, als die Deutschen allerwärts.» — In noch erheblicherem Umfange jedoch hält unser Schweizerdeutsch alte Merkmale auseinander, welche in der Schriftsprache ineinander verschwommen sind, zum Beispiel altes kurzes *a* in *Rad, Tag* und langes *â* in *Rat, Haar, Jahr, u* in *Luft, Wurm* und *uo* in *Fuß, Buch, Bruder, i* in *Glied, Friede* und *ie* in *Lied, Lieb, Umlaut-e* in *Decke, Vetter, Hemd* und germanisches *e* in *Feder, Fleck, eben, essen, û* in *Haus, Schaum* und *ou* in *Glaube, Baum* usw. Daraus erwächst der Schule schließlich eine noch höhere Aufgabe: auf die Ehrwürdigkeit und die historische Bedeutung unsrer Mundarten hinzuweisen. Unser Schweizerdeutsch steht dem Mittelhochdeutschen am nächsten, atmet die frische Luft des Minnesangs und des Nibelungenlieds. Mörkkofer gibt eine ganze Liste von Wörtern aus dem Nibelungenlied, die in der Schriftsprache untergegangen sind, aber in unsern Mundarten fortleben. «Diese Verwandtschaft mit derjenigen Entwicklung der deutschen Sprache, da dieselbe in der Wortbildung und in der Schönheit der Auslaute ihre Blütenzeit erreicht hatte, gibt daher unserer schweizerischen Mundart einen neuen Wert; je mehr Aufmerksamkeit und Fleiß auf die deutsche Sprache verwendet wird, desto bedeutsamer wird auch dieses nationale Element. Denn während das gebildete Deutschland mit Liebe zu jenen Gegenden hinschaut, wo einst so viele Sängere wie Nachtigallen im Waldesgrün ihrer Burgen sangen, und im weiten Kranze auf den Hügeln thronen, daß manche einander nachbarlich zurufen konnten — sollten wir der Ehre dieses geschichtlichen Ruhmes vergessen wollen? Und wenn deutsche Sprachforscher in unserer Mundart einen bemerkenswerten Beitrag für deutsche Sprachkunde erkennen, darf der Schweizer sich für die tiefere Auffassung dieses geistigen Elementes gleichgültig erweisen?»

Als anzüglichstes unter den weitem Kapiteln in Mörkkofer's Buch ragt dasjenige hervor, in welchem versucht wird nachzuweisen, daß sich eine nationale schweizerische Eigenart auch im Rahmen der gesamtdeutschen Literatur deutlich ausprägen könne, und wie dies bis anhin geschehen sei. Wir finden hiermit ein Projekt vorgezeichnet, das der Verfasser zwanzig Jahre später in seinem Werk über die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts für die betreffende Periode mit behaglicher Breite ausgeführt hat. Die gleichen Namen, denen nachher ein ganzer Abschnitt gewidmet wird, sind schon jetzt skizzenhaft auf das spezifisch Schweizerische in ihrem Wesen untersucht und gewürdigt. Die rasche Überschau atmet noch

eine von jahrelanger, eindringlicher Überlegung unbeschwerter Frische. Sie läßt sich die folgenschwere Verwicklung der ausführlichen spätern Abhandlung in eine heikle Frage, die wir heute, etwa mit Emil Staiger, aus den künstlerischen Anlagen und Motiven selbst wieder aufrollen müssen und die seither in geschlossenen schweizerischen Literaturgeschichten unter verschiedenen Gesichtswinkeln eine praktische Behandlung erfahren hat, nicht anmerken. Daß der Verfasser, im Überschwang eines unlängst gefaßten und liebevoll gehegten Gedankens, sich da und dort zu überspitzter Beurteilung der Erscheinungen hat verführen lassen, wiegt nicht so schwer wie der Umstand, daß zu jener Zeit, nachdem erst kurz zuvor Gervinus in seiner Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen auf die Sache selbst hingewiesen, der ernste Versuch einer wesenhaften Erfassung des schweizerischen Schrifttums gemacht wurde. Mörkkofer geht aus von der Erwägung, daß ein Volk, welches nach Natur und Lebensweise, in Sitten und Staatsverhältnissen seit Jahrhunderten eigentümlich dagestanden, auch in seinen geistigen Erzeugnissen diese Eigentümlichkeit spiegeln und bewahren müsse. Das eigenartige Gepräge ist nicht etwa an eine eigene Schriftsprache gebunden, in welcher allerdings unsere Nationalliteratur begann mit den historischen Volksliedern, den Chroniken und Dramen des 15./16. Jahrhunderts, derengleichen kein anderer deutscher Stamm aufzuweisen habe. Denn seit der Reformation ist diese altschweizerische Sprachform für immer dahin. Das spezifisch Nationale beruht vielmehr auf einer innern Haltung, wie diese ihrerseits auf den Lebensbedingungen und auf der natürlichen und historisch-politischen Struktur des Landes beruht. Es liegt zu einem Teil im Stoffe selbst, zum andern in der Grundauffassung desselben. Naturverbundenheit, Vaterland und Familie, Gemüt gepaart mit gesetztem, tatkräftigem Wirklichkeitssinn, Freiheitsstolz, Persönlichkeit sind nach verschiedener Richtung die immer wiederkehrenden Merkmale der schweizerischen Literatur seit der Gründung des Bundes bis zur französischen Revolution, auch durch die Aufklärung und Klassik hindurch, ja besonders damals. Nehmen wir Bodmer! Was ihm seine Bedeutung in der deutschen Literatur verschaffte, «war nicht Genialität und schaffende Kraft, vielmehr fehlte ihm lebendige Wärme des Geistes und Fülle der Darstellung. Allein er besaß einen Reichtum des Gemütes, eine so zarte und vielseitige Empfänglichkeit, nebst so viel anregender Kraft, daß sein Einfluß auf seine Zeitgenossen groß war und man auch jetzt, unverblendet über seine Leistungen, doch den Reichtum seiner leitenden Ideen und den richtigen Takt seiner Kritik nicht anders als bewundern kann. Auch er hängt nach seinem ganzen Wesen mit der Schweiz zusammen; denn nur hier konnte sich in solchem Maße seine kindliche Naivität, seine gemütliche Zwanglosigkeit, seine freimütige Behaglichkeit, sein bürgerstolzes Selbstgefühl ausbilden.»

Oder Isaak Iselin, den Begründer der Helvetischen Gesellschaft! Nicht so sehr die Fülle schöpferischer Ideen zeichnet ihn aus, als die Menschen- und Vaterlandsliebe, die seine Gedanken erwärmen. «Indem seine Ideen die Menschheit umfaßten, bildete gleichwohl das Vaterland und die Familie doch immer den lebendigen Mittelpunkt. Daher war auch das Allgemeinste so praktisch, daß es bestimmt anwendbar wurde; und wieder das Spezielle so wissenschaftlich, daß es stets allgemeines Interesse hatte... So bildete er eine philosophische Staatslehre aus, deren Gewicht jedoch vorzüglich darin bestand, daß wie die Ideen von seinem Vaterlande abstrahiert, so auch die Räte immer zunächst auf dasselbe berechnet und anwendbar waren.» Hiezu stimmt ganz, was Mörkofer zwei Jahrzehnte später dann an der schweizerischen Literatur insgemein feststellen wird: «Im Drange des Schaffens und Wirkens tritt in der schweizerischen Individualität der in sich geschlossene, kontemplative Sinn mehr zurück und bietet daher für die Literatur einen minder günstigen Boden. Die Aufforderung zu literarischen Schöpfungen muß in den unmittelbaren Verhältnissen des Lebens liegen und auf dasselbe zurückwirken.» Die Philosophie des Schweizers ist immer aufs Praktische gerichtet. Sie hat das Bedürfnis nicht der Tiefe, sondern der Wirksamkeit. Iselin und Pestalozzi, aber nicht minder Bodmer und die übrigen Schweizer wollen wirken; ihr Streben geht auf häusliche und bürgerliche Erziehung. «Diese sämtlichen Schriftsteller und Dichter der Schweiz hatten das miteinander gemein, daß ihnen Wissenschaft und Kunst nur insofern einen Wert hatte, als dadurch der Sinn für das Wahre und Gute, für reine Sitte und Frömmigkeit geweckt und befördert wurde. Indem sie neben der allgemeinen Menschenbildung die Erhaltung und Stärkung alter, ehrwürdiger Einrichtungen und die Pflege edler Keime im Vaterlande im Auge hatten, bildete sich ihr Gemüt und ihre Kunst an der Nation und für die Nation.» So ist es denn kein Zufall, daß gerade die Schweizer, und Haller voran, den Krieg gegen die Unwahrheit und den Leichtsinne der französischen Philosophen führten, «weil das Gesunde und Glückliche des häuslichen und bürgerlichen Lebens, in dem sie aufgewachsen, ihnen das Zerstörende jener Grundsätze um so fühlbarer machte, und weil sie im Genusse der Freiheit das Verwerfliche zügelloser Freigeisterei um so klarer erkannten.»

Der Wahrheitsbegriff der Schweizer Dichter fußt auf der Natur, das heißt auf dem Natürlichen; er ist getragen vom Glanze eines unvergleichlichen Vaterlandes, welches nach der Entdeckung seiner Naturwunder durch Werke wie die J. J. Scheuchzers im 18. Jahrhundert zur Wallfahrtsstätte von halb Europa wurde, so daß zum alten Waffenruhm der Schweizer, zur Lobpreisung ihrer republikanischen Freiheit und ihrer Einfalt der Sitten noch die größere Bewunderung des Landes sich gesellte. Das trifft außerordentlich wirksam zusammen mit dem Zeit-

punkt, wo sich die deutsche Schweiz, abgestoßen durch den Übermut und die Intrigen Frankreichs, der jahrhundertalten Fesseln dieser Großmacht allmählich zu entledigen begann. «Bald sehen wir daher aus diesem wohl vorbereiteten Boden neue Geister hervorgehen, welche, was auch mannigfaltige Einwirkungen zu ihrer Ausbildung beitragen mochten, bei aller Verschiedenheit und individuellen Eigentümlichkeit doch das Gepräge des schweizerischen Nationalcharakters aufweisen und auch bei einer ganz allgemeinen Richtung gleichwohl die Spuren des vaterländischen Grundtones und der heimatlichen Entwicklung an sich tragen.»

Haller, der umfassendste Gelehrte seiner Zeit, ist, bei all seinem fortwährenden ängstlichen Bestreben, seiner Sprache einen überprovinziellen Schliiff zu verleihen, seinem ganzen Wesen nach ein Schweizer. Die Größe der Natur und der Geist des Gebirges haben ihn dazu gemacht. Auch der Streit der Schweizer mit Gottsched ist im Grunde nicht ein gelehrter Streit; es trieb jene dazu vor allem das Gefühl des reinen Sinnes für das Natürliche und Schöne, in dessen Besitz sie durch ihre Anlagen und ihr Leben gelangt waren und wovon ein Teil ihrem Vaterlande zugute geschrieben werden muß. Das gleiche gilt für die andern: die Joh. Müller, K. V. v. Bonstetten, J. G. Zimmermann, J. G. v. Salis-Seewis, Ulrich Hegner, Salomon Geßner (wenn nicht für seine Stoffe, so doch für seine Landschaften, deren Charakter trotz Tempeln, Nymphen und Göttern ein schweizerischer sei), wie für die beiden Füßli, Vater und Sohn, ganz besonders für Martin Usteri. Usteri ist Mörkofer unter allen Schriftstellern derjenige, welcher den schweizerischen Grundcharakter mit der größten Liebe und Treue ausgebildet. Er ist ganz Herz und Gemüt, oft sogar zum Schaden der künstlerischen Reflexion. Überhaupt wirken die Naturkräfte bei den Schweizern so stark, daß sie ihnen in künstlerischer Hinsicht zum Verhängnis werden können, wie zum Beispiel einem Pestalozzi. Infolge der Überschwenglichkeit des Gemüts bemächtigt sich die Natur des Landes mit den gewaltigen Eindrücken der Seele so sehr, daß diese die Macht der Eindrücke nicht zu umfassen, zu bewältigen und künstlerisch zu gestalten vermag, sondern sich lediglich an der Größe, die sie befangen hält, heranringt, stärkt und an der lebendigen Herrlichkeit stets von neuem sättigt. «So vereinigen sich in der Schweiz Land und Volksleben, das Gemüt zu erfüllen und zu bilden, dasselbe offen und lebendig zu erhalten für innige Bewegung und Erhebung: daher denn auch die Empfänglichkeit für menschenfreundlichen Sinn und Vaterlandsliebe, die Begeisterung für alles Menschliche und Schöne, die Richtung auf das unmittelbar Wohltätige und Heilsame; dagegen aber das Zurücktreten der beherrschenden Verstandesmacht und der umfassenden Überschauung, so wie auch der Mangel an künstlerischer Einbildungskraft und freier Bemeisterung des



Stoffes. So besteht denn auch im allgemeinen der Vorzug der bisher bedeutenden schweizerischen Schriftsteller in der Kraft anzuregen, zu ergreifen, zu erwärmen und zu begeistern; sie durchdringen ihren Gegenstand mit Liebe und empfehlen ihn durch die Sprache des Herzens; sie gewinnen ihrem Stoff die praktische und volkstümliche Seite ab und ziehen so einen größern Kreis in ihr Interesse; und es verleiht ihnen der Seelenschwung, ihre zum Teil unbewußte Ergriffenheit eine geniale Eigentümlichkeit und Großartigkeit.»

Aus einem echten Naturgefühl und Heimatliebe leitet Mörikofer dann auch gesundempfindende Charaktere ab, die den deutschen Geist in ihrer Gesinnung und in ihren Werken oft treuer festgehalten hätten als die übrigen Deutschen. Der Wertschätzung der Persönlichkeit gelte vor allem das Ansehen, das den Schweizern in Deutschland, nicht zuletzt am preußischen Hofe, entgegengebracht worden sei. Kein Wunder, wenn J. G. Sulzer, neben dem St. Galler Wegelin Lehrer des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm II. und selbst ein Nachfolger des Baslers Merian, trotz energischen Hintertreibungsversuchen aus dem Schoße der Hofkreise, den allergnädigsten Auftrag erhalten, sich in der Schweiz nach einem Nachfolger in seiner Lehrstelle umzusehen, worauf denn an den einundzwanzigjährigen Joh. Müller ein Ruf ergangen sei, den er freilich nicht angenommen habe mit der Erwiderung: Ich liebe die Freiheit. Müller ist ein wahrer Repräsentant des schweizerischen Nationalcharakters, wie in anderer Richtung Lavater, dessen Nachwirkung für Mörikofer einzig auf der Persönlichkeit und der Macht des Gemütes beruht. Auch in Lavater lebte «solch ein schöner Eifer, verbunden mit bewunderungswürdiger Tatkraft und einer seelengewinnenden Anmut, daß man überall durch den Schriftsteller hindurch das Kerngesunde, Seelenwahre, Innige und Ganze des Menschen spürt. Man fühlt es, Lavater konnte sich nur in einer kleinen Republik in solcher Unbefangenheit und Eigenheit, in solch zutulicher Freimütigkeit, in solch imponierender Würde und kindlich treuherziger Bürgerlichkeit entwickeln, und nur hier konnte er sich eine Stellung schaffen, um in alle Zustände und Verhältnisse einzugreifen und von allen Radian aus sein Höchstes, den Glauben an Christum und Menschenliebe zu erstreben.» Was Goethe von Lavater gesagt hat: «Wer mit ihm in der Ferne (als Schriftsteller) unzufrieden war, befreundete sich ihm in der Nähe» ließe sich aber auf die Schweizer Schriftsteller überhaupt anwenden, da im allgemeinen ihre Persönlichkeit bedeutender ist als ihre schriftstellerischen Erzeugnisse.

Mit dem Beginn der französischen Revolution verlor die schweizerische Literatur den nationalen Nährboden unter den Füßen. «Ein allgemeiner Kosmopolitismus verdrängte die Schätzung des eigentümlich Vaterländischen und raubte demselben die bisherige Bildungskraft. Der alte Traum von den Vorzügen und dem Glücke der Schweiz

machte einer innern und äußern unruhigen Beweglichkeit und Wandelbarkeit Platz, und so entging dem aufwachsenden Geschlechte der Stützpunkt, welcher bisher die Seele des schweizerischen Gemeingeistes und der Literatur gebildet hatte.» Die schöne Literatur überhaupt fällt jetzt ab oder zehrt von frühern Früchten, ganz im Gegensatz zu den Leistungen auf dem Gebiete der Geschichte und der Naturwissenschaft. Die vorhandenen Kräfte waren eben teils anderswo unentbehrlich, wollte man dem neuen Staatsleben eine neue Grundlage geben, teils zerrannen sie in kleinen Kantonalangelegenheiten. Für das Abbild eines Gedankens an die ganze Nation blieb wenig übrig. Wohl bemühte sich zu Beginn des neuen Jahrhunderts ein Heinrich Zschokke als Geschichtsschreiber, Publizist und Belletrist in erhebender Weise darum, sein neues Vaterland zu Ehren zu bringen. Aber er konnte nicht geltend machen, was er nicht haben konnte: die feinere und tiefere Auffassung des schweizerischen Nationalcharakters und der Spracheigentümlichkeit.

Man muß über die breite Kluft, die sich Mörikofer an diesem Punkte für die literarische Entwicklung der Schweiz öffnet, hinwegsehen. Die unmittelbare Gegenwart ist immer schwer zu erfassen. Außerdem waren die neuen Sterne erst im Aufgehen begriffen. Allerdings werden wir noch im Jahre 1861 — als G. Kellers erste Fassung des «Grünen Heinrich» und der erste Teil der «Leute von Seldwyla» seit einiger Zeit vorlagen — von der Bemerkung überrascht, der Sinn der Schweiz sei so entschieden auf das Wahre und Wirkliche, auf das Bestandfähige und das Erspießliche gerichtet, daß kein solider Schweizer es wagen dürfte, sich berufsmäßig mit phantastischen und erträumten literarischen Schöpfungen abzugeben und dadurch öffentliche Anerkennung zu suchen. Und dennoch hat Mörikofer bereits 1838 den Bauernspiegel, die Geschichte des Jeremias Gotthelf, mit außerordentlicher Schärfe erfaßt, ob schon die nackte Darstellung des Elends und der Niedrigkeit eines verwaorsten Bauernlebens ihn zunächst sichtlich unangenehm berührt. So sicher wie nach ihm G. Keller würdigt er die unerhörte Anschaulichkeit und Wahrheit der Schilderung, «die schmucklose Schönheit der Erzählung, welche, ohne Beihülfe des Fremdartigen und der Kunst, aus dem tüchtigen Stoffe schweizerischer Volkssprache und Gesinnung zart, gemütvoll und kräftig sowohl alle Tiefen des Menschenherzens vor uns entfaltet, als äußere Handlungen darstellt. Wir haben seit «Lienhard und Gertrud» nichts von solcher Bedeutung in der Volksliteratur der Schweiz erlebt; obgleich es sonst immer eine Eigentümlichkeit der schweizerischen Literatur bildet, daß sie sich gerne in ihren Darstellungen mit dem Wohl und Wehe des gemeinen Mannes und der Armen im Volke beschäftigt, nicht etwa, um eine weinerliche Jammergechichte aufzuführen, sondern um die verborgenen Keime des Guten und Hoffnungsvollen und den Weg einer bessern Zukunft nachzuweisen.»

In einem letzten Abschnitt befaßt sich Mörikofer

noch kurz mit der Mundartdichtung, das heißt mit einigen Vertretern derselben: Johann Peter Hebel, Rud. Meyer, M. Usteri, die beiden Berner Wyß, Sal. Vögtlin. Letzterer wird erwähnt, weil er sich, wie Usteri und Joh. Rud. Wyß der Jüngere, in der Nachbildung der ältern Lokalsprache, «dieser, man kann sagen, idealen Form der gegenwärtigen Mundart» ausgezeichnet hat. Es muß auffallen, wie überlegen Mörikofer auch hier zugreift, auch wenn wir in Einzelheiten mit ihm nicht einiggehen. Seine Analyse Hebels zum Beispiel, des übrerrheinischen Anregers und Vorbildes, ist in Hinsicht auf Eindringlichkeit und auf Sicherheit des angeschlagenen Tones geradezu verblüffend; sie sondiert tiefer als die von Goethe und ist wissenschaftlicher als das Verfahren auf manch einem heutigen Katheder. Mörikofer geht, wie das immer geschehen sollte, nicht von dem Faktum aus, daß Hebel in Mundart gedichtet hat, sondern von der Kunst, den künstlerischen Eigenschaften des Dichters. Als Grundwerte ergeben sich da die Anmut, mit der Hebel die Eigentümlichkeit der Naturzustände aufzufassen und der leblosen Natur Seele einzuhauen versteht, die sittliche Würde, die seine Gegenstände durchdringt, das Gegenständliche in den Bereich der Belehrung und Erbauung erhebend, ohne durch das Lehrhafte jemals zu ermüden und ohne durch das Hinübergreifen in eine höhere Welt aus dem Kreise der Volkspoesie herauszutreten, die lebendige, poetisch gebildete und doch nie von der Vorstellungsweise des Volkes sich entfernende Rede. Aber nicht weil uns Hebel dies in Mundart vorsetzt, ist er ein bedeutender Dichter, sondern weil seine Mundart eine diesem Gehalt völlig angemessene Form — auf die Versform ist freilich keine Rücksicht genommen — abgibt. Denn wie Hebel, was gemeinhin übersehen worden sei, in der ganzen Darstellung seiner Volksszenen nicht die nackte, gewöhnliche Alltäglichkeit des Volkslebens gebe, sondern die Früchte einer fortschreitenden Kultur und Sitte unvermerkt in die einfachen Zustände einschleibt und dadurch jedes empfängliche Gemüt einnimmt und erfreut, so ist auch seine Mundart nicht Volksmundart schlechthin. Die lautliche Form ist zwar die des gemeinen Mannes, so daß sie diesem heimlich und vertraut entgegenklingt; aber in der Satzfügung, in Wendungen und Beziehungen erzielt der Dichter eine über die Alltagssprache hinausgehende Schmiegsamkeit und Gediegenheit, so daß seine Sprache mit der Schriftsprache konkurrieren kann. In Verkennung dieses eigensten Verdienstes des Dichters entstand der schiefe Eindruck, «die Anmut und der Zauber der alemannischen Mundart liege in ihr selbst; und so taten sich denn auch die Schweizer auf dieses vermeintliche poetische Element der Nation viel zugute. Daher riefen dann die Hebelschen Schöpfungen eine zahlreiche Menge von Nachahmungen bei den Schweizern hervor, welche sich durch Sprache und Landesart ebenso gut oder noch besser eines glücklichen Gelingens in solchen Dichtungen erfreuen zu

sollen glaubten. Allein statt wie Hebel die reine und sittliche Natur des Volkes in aller Einfachheit darzustellen... wurde von den Nachahmern mit der Unwissenheit ein loser und fratzenhafter Mutwille getrieben. Weil man glaubte, in dieser Sprache laufen einem die guten Gedanken eben von selbst nach, wenn man sich nur recht gemütlich und patriotisch stimme: so begegnet uns denn auch auf diesem Felde eine unbegreifliche Gedankenlosigkeit und Platttheit.» Hier haben wir die klare Feststellung der bedauerlichen Tatsache, daß manchem Erzeugnis der Dialektliteratur die Mundart über seine schriftstellerischen Mängel hinweghelfen muß. —

Es wurde eingangs angedeutet, wie verschwommen heute die Ansichten über die Wünschbarkeit einer vermehrten schriftlichen Verwendung des Schweizerdeutschen seien. Die Umstände haben, begünstigt durch die politische Konstellation, eine Empfindlichkeit hervorgerufen, die des Guten zuviel tut. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Mörikofer den wirklichen Verhältnissen nicht nur ruhiger, sondern auch sachlicher gegenübersteht als gewisse Sprachbewegungen. Er hat sich bei all seiner Liebe zur Volkssprache nicht hinreißen lassen zu chauvinistischer Übersteigerung ihrer Leistungsmöglichkeiten. Er durchschaut das Wesen der Mundart, wenn er bemerkt, daß an und für sich die Mundart in innern und äußern Widerspruch zu den Erfordernissen der schriftlichen Darstellung trete, weil sie nicht, wie sich dies für die Schriftsprache gehört, schreibfähige Formen gesucht ausbilde. Nur der Fähige darf sich daher an die Verwendung der Mundart als Literatursprache heranmachen. «Wenn die Erzeugnisse in der Mundart einen Beitrag zur allgemeinen sprachlichen Bedeutsamkeit derselben liefern sollen, so muß sie Werke von dauernder Geltung aufzuweisen haben, in welchen diese Form mit Sprachkenntnis und künstlerischem Bewußtsein in Anwendung gebracht worden. Denn die Volkssprache hat ihre Grenzen, innerhalb derer ihre Anwendung den Vorzug vor der Schriftsprache verdient. Allein sie muß sich auf dem Gebiete halten und auf selbes sich beschränken, auf welchem sie lebt und sich bewegt.» Mörikofer sucht diese Gebiete für die Literatur zu umreißen. Nach ihm eignet sich die Mundart, mit Geschick verwendet, wohl für die dramatische Gattung, wo sie insbesondere die Kraft und Derbheit des Volkswitzes und der gedrungenen Wechselrede günstig wiederzugeben vermag, für die örtliche Sage, indem dieselbe im Gewande ihrer ursprünglichen Heimat an individueller Wahrheit und Anschaulichkeit gewinnt, im Volkslied, dem sie einen vorzüglich heimlichen, frischen, seelenvollen Ausdruck zu verleihen vermag. Und wo es gelingt, ländlich begrenzte, provinzielle Zustände und Sitten in Mundart darzustellen, erhalten dieselben durch die mit dem Schauplatz der Handlung verbundene Sprache erst das rechte Licht

und Leben. Dagegen liege ihr nicht alles eigentlich Belehrende, schon aus dem einfachen Grunde, weil sich die Mundart schwerer liest als die Schriftsprache, und ferner paßt sie nicht für dem Volksleben ganz fremde Gedanken, Gefühle und Gesinnungen, welche Ergebnisse einer höhern Kultur sind, sowenig wie für den Ausdruck innerer Beschaulichkeit oder eines müßigen und verfeinerten Volkslebens, «indem solches im gesunden Volke eben nicht vorkommt, da dasselbe über sich selbst weder sentimentalisiert noch will: denn der Ausdruck seiner Gefühle knüpft sich immer an das Tatsächliche und die Handlung... Indem also die Mundart der Entwicklung höherer Ideen sowie der Unterweisung verschlossen bleibt und zudem auf keine Fortbildung Anspruch macht, zieht sich ihr Kreis ziemlich enge zusammen, wodurch die häufigen Mißgriffe und verunglückten Produkte, welche sich bei widerstrebendem Inhalte diese Form gefallen lassen mußten, begreiflich werden.»

Soweit Mörkofer. Sehen wir ab von dem noch immer umstrittenen Punkte über die der Mundart zugänglichen literarischen Gattungen, so müssen wir zugeben, daß wir von ihm und seiner besonnenen Zurückhaltung einiges lernen könnten, dies namentlich auch in Anbetracht der in letzter Zeit wieder laut werdenden Forderung, daß der Verwendungsbereich der Mundart stärker ausgeweitet werde. Was wir brauchen, ist eigentlich gar nicht mehr Mundart. Wozu denn? Sie besteht ja noch in vollem Umfang als unsere alltägliche Umgangssprache, das heißt dort, wo sie infolge einer natürlichen Entwicklung der Dinge an ihrem Platze ist. Das Rad der Geschichte zurückdrehen und der Mundart Geltung verschaffen wollen in Gebieten, wo sie sie einmal besessen habe, hat keinen Sinn. Über diese Gebiete sollte man sich übrigens nur mit Vorsicht aussprechen. Jedenfalls ist aber das ständige Herumstochern an unserm Gewissen mit dem Stocke der nationalen Pflicht einer Ausbreitung der Mundart eine Unfeinheit nicht nur den Welschen oder Tessinern, sondern auch unsern Eltern gegenüber. Nicht dem Vaterland sind wir Mundartpflege schuldig, sondern der Mundart selbst für das, was sie uns ist (und zwar nicht durch ihren Altertümlichkeitswert, sondern als Ausdrucksmittel!). Man höre doch einmal auf mit der Phrase, es sei keine schweizerische Einheitssprache beabsichtigt, sondern nur, «den Mundarten» in Vereinen, in der Schule, auf der Kanzel sowie im persönlichen schriftlichen Verkehr wieder zu ihrem Recht zu verhelfen, während man sich bockbeinig der Erkenntnis verschließt, daß dabei gerade das Gegenteil von Dienst an der Mundart herauskommt, den zu betätigen man damit vorgibt. Vom Standpunkt der Mundarten selbst aus ist es absolut unnötig, daß im Ratssaal und so weiter wieder Mundart eingeführt wird. Wir möchten wiederholen: im Gegenteil. Natürlich läßt sich nichts einwenden gegen die löbliche Absicht, in vertrauenerem Vereins-

kreise bei der Mundart zu bleiben und gegen die noch löblichere eines Sprachvereins, der uns dabei an die Hand gehen würde. Aber eben nur solange es geht, ohne geschmacklos zu werden, und das ist gar nicht immer so leicht. Wo das Vereinsdeutsch nicht über Formulierungen wie „*Lut Paragraph einundzwanzig euserer Statute isch es nicht agängig, daß es nicht ortsasässigs Mitglied des Vereins, welches sin Bitrag vor Ablauf der hiezue feschtgleite Zit nid entrichtet het...*“, die, nebenbei bemerkt, authentisch ist, hinwegkommen kann — es wird immer solche Versammlungen geben — ist es doch eher unsre Pflicht, Schriftsprache zu verwenden. Es ist eine Pflicht der Mundart und ihrer Zukunft gegenüber. Es handelt sich hier um alles andre als die faule Ausrede, eine einwandfreie Schriftsprache brächten wir doch nicht zustande, oder die Schriftsprache gehe uns schwerer als das Französische. Das würde nur wieder eine frivole Gleichgültigkeit der Mundart gegenüber beweisen, die erhalten müßte, wo die Schriftsprache zu schade ist. Die meisten, die sich für mehr Mundart einsetzen, haben denn auch nur ihr Wohl im Auge; sie möchten einer geschwächten Mundart wieder auf die Beine helfen mit einer Mundart à tout prix. Tatsache bleibt aber, daß minderwertige Schriftsprache weder der mächtigen Schriftsprache selbst noch einem Verein schadet, wohl aber minderwertige Mundart der Mundart, gerade weil diese schon geschwächt genug ist. Unsrer Mundarten sind in ihrer Nervensubstanz so stark angegriffen, daß sie unbestimmte, selbst patriotische Experimente nicht vertragen.

Was wir also brauchen, ist gute, beziehungsweise bessere Mundart, mehr Verantwortungsgefühl in bezug auf gute Mundart. Es würde unserm patriotischen Trieb nicht übel anstehen, noch einen dritten oder vierten Bund zur Pflege der Mundart zu gründen mit dem besondern Zweck, die finanziellen Mittel aufzutreiben, um für Qualitätsmundart Reklame zu machen dadurch, daß man in Geschäften, Amtslökalen, Wartesälen und andern würdigen Räumen unser vaterländisches Empfinden ansprechende und womöglich dennoch geschmackvolle Schilder anbringen ließe mit der Aufschrift: *Redet guet schwyzerdütsch* (oder *schwizertütsch*, *-dytsch* oder ähnlich, das könnte nach den Gegenden anders gedruckt werden). In diesem Rahmen fällt auch der Schule ihre Aufgabe zu. Sie besteht vornehmlich darin, Ehrfurcht vor der Mundart und Sinn für echte Mundart zu wecken; auf welche Weise, das sei hier nicht erörtert.

Die Mundartdichtung aber ist und bleibt ein Sonderfall, für den sich nicht einfach ein Aktionsprogramm aufstellen läßt. Das Höchste und Tiefste läßt sich, entgegen einer ältern und verbreiteten Ansicht, in ihr wiedergeben, aber nur: wenn einer es kann. Und der ist jeweilen abzuwarten. Auf feinnervige Zuhörer wie Jakob Bühler wirkt der Tod eines alten Berner Bauern in einem Dialektstück noch immer lächerlich, ein Liebesgeständnis zum Schreien. Die heutige Mundartbühne verdient keinen Spott, aber

sie wird, unbeschadet ihrer unstreitigen Verdienste um die Mundart, hie und da mit solchen schiefen Wirkungen rechnen müssen.

Wo wir jedoch am besten und nützlichsten für die Mundart eintreten können, das ist an uns selbst: Sprachhygiene aus Bedürfnis nach Sauberkeit am eigenen Leib. Eine alte Geschichte schließlich, diese Gewissenspflicht! Es bleibt das größte Verdienst O. v. Greyerz', daß er uns saubere Trennung bei der Pflege von Schriftsprache und Mundart, jede an ihrem Ort, nicht nur immer wieder ins Gewissen redet mit der ihm angeboren Redegabe, sondern daß er überdies praktisch den Weg vorgezeichnet hat, wie dies vorzunehmen sei. O. v. Greyerz hat auch auf die brennende Frage, inwieweit das Schweizerdeutsch in Schrift und öffentlicher Rede zur Sicherung unsrer nationalen Selbständigkeit beitragen könne, und im Gedanken an all jene dabei unaus-

bleiblichen Mischformen, die die Mundarten in ihrer Sonderexistenz bedrohen, die richtige Antwort gefunden: Besser wäre noch eine schriftdeutsche Rede im Geist und Stil der Mundart. Die beste sprachliche Landesverteidigung wäre jedoch die, die auch durch die Schriftsprache — eine einwandfreie Schriftsprache, versteht sich — den Schweizer hindurchschimmern ließe. Solcher Ansicht ist, um dies noch nachzutragen, schon Joh. Caspar Mörkofer, wenn er sagt: «Daraus ergibt sich, daß, wenn der Schweizer eigene Gedanken hat, sich ihm auch (in der Schriftsprache) die eigentümliche Ausdrucksweise derselben ergeben muß, wobei eben seine eigentümliche Sprachphysiognomie auch seiner Darstellung einen eigentümlichen Charakter aufprägen wird.»



Thurgauer Matli

Von E. Böhhardt, Eschikon